Neues aus

Natur- und Heilkunde.

Die Grippe und ihre Behandlung.

Die Quelle der Grippe-Erkrankung ist der einzelne Kranke. Der Träger des Krankheitsstoffes scheint der ausgehustete Sekret zu sein. Mit ihm kann sich die Luft im geschlossenen Raum am ehesten anreichern. Deshalb tritt die Erkrankung so massenhaft da auf, wo viele Menschen in geschlossenen Räumen zusammenkommen. Auch das gleichzeitige Erkranken vieler Glieder einer Familie kann so erklärt werden.

Die Natur des Ansteckungsstoffes ist bekannt. Die Epidemie von 1918 hat gezeigt, daß es nicht der Influenzabazillus ist. Dieser verursacht nur, wie andere Krankheitskeime, Komplikationen der Urerkrankung (Mischinfektion). Ein frisch an Grippe Erkrankter erinnert in seinem Aussehen sehr an Kranke, die an akuten Haut-Krankheiten, besonders an Masern und Scharlach, erkrankt sind. Auch von diesen ist der Erreger unbekannt und mit unsern Hilfsmitteln vielleicht auch nicht feststellbar. Wir nehmen heute an, daß es sich auch hier um winzige krank machende Lebewesen handelt, die so klein sind, daß sie selbst mit den schärfsten Mikroskopen nicht gesehen oder nicht mit Farbstoffen sichtbar gemacht werden können. Zu Grippezeiten sind die Kräfte der Aerzte ganz in Anspruch genommen und die Vorbedingungen zu ärztlicher Forschungsarbeit deshalb ungünstig.

Fast immer tritt die Erkrankung ohne deutliche Vorboten auf. Oft unter Schüttelfrost und gewaltigen Schweißausbrüchen steigt das Fieber rasch an, die Kranken fühlen sich wie schwer vergiftet, sie leiden unter Kopfschmerzen, Kreuz- und Gliederschmerzen und unter schwerer Mattigkeit. Der Appetit liegt darnieder. Die Haut ist gerötet und hat ihren Glanz verloren, die Lippen sind bläulich verfärbt, die Zunge ist dick belegt, und die Rachenorgane zeigen eine intensiv rote Färbung. Von örtlichen Erscheinungen stehen Katarrhe der Luftwege mit meist sehr quälendem, trockenen Husten im Vordergrund. Seltener treten Magen-Darmkatarrhe auf. In leichten Fällen sinkt das Fieber schon am dritten oder vierten Tage, in schweren Fällen kann es lange bestehen. Der Fieberverlauf ist außerordentlich verschieden, das Fieber kann plötzlich oder im Verlauf von Tagen sinken. In manchen Fällen verläuft es ganz wie beim Typhus, es steigt einige Tage an, bleibt dann eine Zeitlang hoch und fällt allmählich wieder ab. Einzelne Fälle verlaufen unter sehr hohem Fieber und stürmischem Verlaufe rasch tödlich, wie schwerste Scharlachfälle. Der Fieberverlauf wieder anderer Fälle ist dem septischer Erkrankungen ähnlich, d. h. das Fieber steigt während eines Tages hoch und fällt tief ab, und dieses Verhalten wiederholt sich so durch viele Tage und Wochen hin. Wohl jedes Organ kann im Verlaufe der Erkrankung befallen werden wobei Influenzabazillen und Pneumokokken, aber auch andere Krankheitserreger eine Rolle spielen.

Die Behandlung richtet sich im wesentlichen nicht unmittelbar gegen das Krankheitsgift. Kennen wir doch weder die Natur dieses Giftes, noch ist uns ein Mittel bekannt, von dem wir mit Sicherheit wissen, daß es das Krankheitsgift vernichtet. Trotzdem steht der Arzt der Krankheit nicht hilflos gegenüber. Er verschafft dem Kranken möglichst günstige Bedingungen für einen guten Krankheitsverlauf und regelt mit seinen Mitteln die krankhaften veränderten Funktionen des Körpers. Wenn auch die meisten Fälle mit Sicherheit ohne Arzt genesen würden und an den schwersten die ärztliche Kunst versagt, so gibt es doch sicher nicht wenig Fälle, in denen die ärztliche Leitung durch die Zeit der Krankheit hindurch über den Ausgang entscheidet. Zudem gibt es eine Reihe von Mitteln und Maßnahmen, von denen man zu dem Glauben berechtigt ist, daß sie die Erkrankung unmittelbarer zu beeinflussen im stande sind. Schwitzkuren, Fiebermittel, besonders Chinin und seine Abkömmlinge, dann Silberpräparate und Heilseren stehen in dieser Reihe. Man möge es ja dem Arzt überlassen, in jedem einzelnen Falle das zu tun und zu unterlassen, was er nach seiner Ueberzeugung für richtig hält. Die in Betracht kommenden Mittel sind allen Aerzten bekannt. Daß der einzelne Arzt die einzelnen Mittel so verschieden beurteilt, zeigt, daß eine einheitliche Beurteilung unmöglich ist. Dazu ist die Wirkung aller dieser Dinge zu gering. Am wichtigsten ist es, daß man sich bei ausgesprochenen Grippe-Erscheinungen zu Bett legt, einen Arzt holt und erst wieder aufsteht, wenn der Arzt die Erlaubnis gibt. Viele Menschen erholen sich sehr langsam von der Grippe.

Man vergesse nicht, daß die Grippe eine ansteckende Krankheit ist. Man kann sich etwas vor ihr schützen, indem man Menschenansammlungen in geschlossenen Räumen und Grippekranke meidet. Der Ansteckungsmöglichkeiten sind freilich so viele, daß auch das nicht vor Erkrankung schützt. Das Richtige ist, ohne übertriebene Vorsicht unnötige Ansteckungsmöglichkeiten zu meiden.

Es heißt, daß Alkoholgenuß und Rauchen vor der Grippe schützen. Manche glauben auch, daß man, wenn man das Herannahen der Erkrankung fühlt, den Ausbruch durch Alkoholgenuß, durch heiße Bäder, durch Schwitzkuren, durch Einnehmen von Aspirin verhindern könne. Nu das kann gewiß nicht schaden, wenn es nicht übertrieben wird. Auch kann es sicher nur nützlich sein, wenn man häufig mit Wasserstoffsuperoxyd-Verdünnungen, Kaliumpermanganatlösungen oder desinfizierenden Mitteln gurgelt. Vielleicht ist das Gurgeln mit chlorsaurem Kali besonders nützlich. Man muß sich aber hüten, dieses etwas giftige Mittel beim Gurgeln zu schlucken.

* * *

Menschenblut oder Tierblut?

In München wurde im Keller eines Hauses am Färbergraben eine große Blutlache aufgefunden. Die Polizei nahm zuerst an, daß es sich um das Blut eines geschlachteten Tieres handle. Erst später verdichteten sich die Verdachtsgründe dahin, daß hier ein Mord an einem Menschen vorliege.

In der gerichtlichen Medizin bestehen heute über die Frage, ob aufgefundenes Blut einem Menschen oder einem Tiere angehören, keine Zweifel mehr. Mit der Immunitätslehre in Zusammenhang stehende, auf Forschungen von Uhlenhuth beruhende Untersuchungsmethoden lassen einwandfreie Beantwortung der auftauchenden Frage zu. Für ihre Lösung genügen ganz geringe Mengen von Blut. Ein eingetrockneter Spritzer Blut auf dem Kleidungsstück eines Verdächtigen läßt mit Sicherheit entscheiden, ob Menschen- oder Tierblut hier eingetrocknet ist.

Das dabei angewandte Verfahren beruht auf folgendem biologischen Prinzip. Einem lebenden Kaninchen wird ein klein wenig menschliches Blutserum eingespritzt, also ein körper- und artfremder Eiweißstoff. Nach einiger Zeit wird dem gleichen Tiere eine etwas größere Menge menschlichen Blutserums eingespritzt. Dieses Verfahren wird mit steigenden Mengen eine Zeitlang fortgesetzt. Im Kaninchenblut bilden sich nun durch den Reiz des fremden Eiweißstoffes Schutzstoffe, sogenannte Gegenkörper.

Sie haben unter anderem folgende Fähigkeit: Entnimmt man dem auf die geschilderte Weise vorbehandelten Kaninchen etwas Blutserum und gibt dazu jetzt ein wenig menschliches Blut oder eine andere menschliche Eiweißlösung, so bindet das Kaninchenserum das menschliche Eiweiß in sichtbarer Form. Das Eiweiß wird ausgefällt oder „präzipitiert". Es entsteht ein Niederschlag, ähnlich wie er beim Kochen einer Eiweißlösung auftritt. Durch die Vorbehandlung des Kaninchens mit dem menschlichen Blutserum sind im Kaninchenblut Schutzstoffe entstanden, „Präzipitine"; sie besitzen die Fähigkeit, menschliche Eiweißlösung, mit der sie in Berührung kommen, zu präzipitieren. Im Reagensglas, wo dieser Versuch vorgenommen wird, tritt also bei Präzipitierung eine Trübung der Flüssigkeit auf, wenn keine Präzipitierung auftritt, bleibt sie klar.

Dieses Verfahren ist spezifisch. Das besagt: die in dem mit Menscheneiweiß vorbehandelten Kaninchenserum entstandenen Präzipitine sind nur imstande, menschliches Eiweiß zu fällen, zu präzipitieren. Würde man also dem Kaninchenserum nicht menschliches Blut geben, sondern da Blut etwa eines Rehes, — so träte keine Präzipitationswirkung auf.

Mit dieser Erkenntnis war das Problem eigentlich schon gelöst. Das Blutserum eines mit menschlichen Eiweißlösungen vorbehandelten Kaninchens gibt mit Menschenblut eine Präzipitationsreaktion, aber nicht mit Rehblut oder Schafblut. Bringt man also das fragliche Blut mit dem Serum des vorbehandelten Kaninchens zusammen und tritt eine Trübung ein, eine Präzipitation, so handelt es sich um Menschenblut. Tritt keine Trübung ein, so handelt es sich nicht um Menschenblut.

Auch die einzelnen Tierarten verhalten sich verschieden. Wird ein Kaninchen auf die beschriebene Weise mit Rehblut vorbehandelt, so tritt beim Zusammenbringen jenes Blutserums mit Rehblut eine Präzipitationswirkung ein, aber nicht bei Zusammenbringen mit Schafblut. Bemerkenswerterweise kommt es indes bei biologisch nahe verwandten Tiergruppen zu einer schwachen Präzipitationswirkung, also z. B. bei Huhn und Taube. Und das mit Menschenblut vorbehandelte Kaninchenserum gibt auch eine schwache Reaktion mit dem Blut von Affen, namentlich den menschenähnlichen Affen. Auf solche Weise können umgekehrt Verwandtschaften zwischen einzelnen Tiergruppen auf biologischem Wege festgestellt werden.

Es handelt sich bei der Präzipitationswirkung nicht um eine spezielle Blutprobe. Es wird vielmehr festgestellt, um was für Eiweiß es sich handelt, ob um menschliches oder tierisches Eiweiß. Das dem vorbehandelte Kaninchen entnommene Serum gibt nicht nur mit dem zur Vorbehandlung verwendeten Blut Niederschlag, sondern, worauf Dieudonne ausdrücklich hinweist, auch mit allen anderen eiweißhaltigen Flüssigkeiten (Sperma, Schleim, Milch, Organauszüge) der zur Vorbehandlung verwendeten Tierart. Infolgedessen muß der Präzipitationsmethode stets die Feststellung vorausgehen, ob es sich bei der vorgefundenen und zu untersuchenden Flüssigkeit in der Tat um Blut handelt. Dieser Beweis ist auf chemischem Wege sicher zu führen.

Die praktische Ausführung der Präzipitinreaktion zur Unterscheidung von Menschen- und Tierblut erfordert zwar große Genauigkeit, ist aber in kurzer Zeit auszuführen. Die eigentliche Reaktion ist in 20 Minuten abgeschlossen.

* * *

Färbung der Augen.

Eine verschiedene Färbung der beiden Augen bei demselben Menschen ist ungewöhnlich — viele werden überhaupt keinen Fall dieser Art beobachtet haben — aber auch nicht allzuselten. Ein Arzt berichtet von einer Familie seines Patientenkreises, wo drei Kinder waren. Bei dem ältesten und dem jüngsten, beides Knaben, war das rechte Auge hellbraun, das linke blau; bei dem zweiten Kinde, einem Mädchen, das rechte Auge blau und das linke hellbraun. Bei den Eltern hatten beide Augen die gleiche Farbe, und zwar beim Vater eine blaue, und bei der Mutter eine hellbraune. Die Augenärzte kennen im allgemeinen zwei Arten solcher Verschiedenfarbigkeiten der Augen: Bei der einen ist nur ein Auge an sich verschieden gefärbt, indem ein Teil der Iris eine andre Farbe zeigt als der übrige Teil, ein Zustand, der als „einseitige Verschiedenfarbigkeit" bezeichnet wird. Bei der anderen Form ist jedes der Augen gleichfarbig, aber die Farbe ist bei beiden verschieden, und diese Beschaffenheit nennt die Wissenschaft „zweiseitige Verschiedenfarbigkeit." Um diese Eigentümlichkeiten besser zu verstehen, muß man wissen, wovon die Färbung der Regenbogenhaut überhaupt abhängt.

Die dunkle Augenfarbe, wie sie bekanntlich bei den südlichen Nationen und bei der gelben Rasse, also z. B. den Chinesen gewöhnlich ist, wird durch einen Farbstoff hervorgerufen, der in den oberflächlichen Zellen der Haut eingelagert ist. Die blaue Iris, die hauptsächlich bei den nördlichen Völkern vorhanden ist, wird durch das Fehlen eines solchen Farbstoffs bedingt. Es kommen aber auch Ausnahmen von dieser geographischen Verteilung der Augenfarbe vor. So besitzen die Nachkommen der Jüten auf der Insel Wight, ferner die Bewohner der Gegend von Bristol und des Hennegaus in Belgien sehr dunkle Augen, während blaue Augen gar nicht selten auch in Oberitalien, in dem Volksstamm der Basken und ausnahmsweise sogar auch in Tunis und Marokko vorkommen. In Frankreich sind zwei Zonen nach der Augenfärbung zu unterscheiden, eine nordöstliche mit hellen oder blauen Augen und eine südwestliche mit braunen Augen.

Die häufig aufgestellte Behauptung, daß die Augen der neugeborenen Kinder stets grau seien, ist nicht zutreffend. Es kommen auch solche von sehr dunkler Farbe vor. Man ist zu der Annahme gelangt, daß eine ungleiche Färbung ein und desselben Auges darauf hindeutet, daß das Organ nicht vollkommen entwickelt ist, und daß dabei jede Operation mit besonderer Vorsicht unternommen werden müßte, jedoch fehlt es zur Bestätigung dieser Annahme an hinreichenden Erfahrungen. Der Einfluß der Vererbung ist der Farbe der Augen sehr bemerkbar, wie wohl jeder innerhalb des Kreises seiner Bekannten und Verwandten hat feststellen können. Wenn beide Eltern blaue oder beide dunkle Augen haben, so wird die Nachkommenschaft in etwa 95 Prozent aller Fälle dieselbe Augenfarbe aufweisen, wenn dagegen von den Eltern der eine Teil blaue und der andre dunkle Augen besessen hat, so pflegt die Zahl der hell- und dunkeläugigen Kinder gleich auszufallen.

Ungewollter Humor.

Ein heiteres Erlebnis hatte der Leiter einer großen Pelzfirma in der Inneren Stadt in Wien bei der letzten Plünderung. Er hörte den Lärm, nahm sich nicht mehr Zeit, seinen Ueberrock aus dem Kontor zu holen, warf rasch einen Pelz aus einem Regal über und eilte auf die Straße. Plötzlich stand ein Pücher neben ihm, sah ihn prüfend an, klopfte ihm auf die Schulter und sagte zu ihm: „Sö, Herr, Ihner hängt ja hint beim Kragen no der Preiszettel außer. Steckens dös ein, sonst ham S' no Unangenehmlichkeiten."

Schwarzer Marmor in Bayern.

Schwarzer Marmor gehört bekanntlich zu den seltensten und daher kostbarsten Marmorsorten, die es gibt. Nur Belgien hat größere Vorkommen dieses Gesteins und genoß daher bis vor kurzem eine Art Monopolstellung auf dem Marmormarkt. Nun sind in letzter Zeit auch in Deutschland, und zwar im bayerischen Franken, Bruchstätten schwarzen Marmors entdeckt worden. Sie fanden sich im Frankenwalde und am Döbraer Berg in der Nähe des oberfränkischen Städtchens Naila. Mit dem Döbraer Marmor wurden bereits Polierversuche angestellt. Die Ergebnisse sind hervorragende. Der Döbraer Stein nimmt Hochglanz an und zeichnet sich durch einen rein tiefschwarzen Grundton aus, der von leuchtend-weißem Geäder durchzogen wird. Damit ist ein neuer farbenprächtiger Dekorationsstein gefunden worden, der im künftigen deutschen Kunstgewerbe eine große Rolle spielen dürfte.

Die Grippe in Deutschland.

Die derzeitige Epidemie tritt in weniger gefährlichen Form auf.

Von Prof. Dr. Rudolf Leundoff.

Jetzt hat sie auch in Berlin Einzug gehalten. Von Tag zu Tag hört man von den Aerzten und in den Familien von der Zunahme der Grippe-Erkrankungen. Aehnlich, wie im Sommer 1918, hat sich die Epidemie langsam vom Süden her nach Norddeutschland ausgebreitet.

Jahrzehnte hindurch war die Grippe nicht mehr als epidemische Krankheit größeren Umfanges aufgetreten, und als vor etwas über dreißig Jahren plötzlich die erste große Influenza-Epidemie ausbrach, waren die Erscheinungen den meisten damaligen Aerzten völlig neu, erst das Nachschlagen in älteren Schriften zeigte, daß es sich nur um eine unbekannt gewordene, nicht aber um eine neuartige Krankheit handelte. Es dauerte nicht lange, da fand auch ein Schüler von Robert Koch, der jetzige Breslauer Hygieniker Pfeiffer, einen Bazillus, der als der Grippe-Erreger angesprochen wurde. Man hat lange Zeit darüber gestritten, ob dies wirklich der eigentliche Erreger sei, aber gerade die Erfahrungen der letzten Jahre haben gezeigt, daß, wo mit peinlichster Sorgfalt bakteriologisch untersucht wird, auch fast ausnahmslos dieser Bazillus bei dem Grippe-Kranken gefunden wird.

In welch ausgesprochenem Maße es sich um eine Ansteckungskrankheit handelt, davon konnte ich mich im Sommer 1918 im Felde überzeugen. Der Divisionsstab, dem ich damals angehörte, lag ganz für sich allein in einem gegen Fliegersicht wohlversteckten Waldlager in Frankreich. Aus den Zeitungen hatten wir erfahren, daß in Spanien zahlreiche Grippen-Erkrankungen vorgekommen seien. Bald las man auch, daß die „spanische Grippe" nach Norden gezogen sei und die französischen Truppen ergriffen habe. Bei uns war noch alles gesund. Da wurde eines Tages ein französischer Gefangener in unser Lager gebracht. Ein am Eingang des Lager beschäftigter Schreiber begleitete neugierig den Transport bis zum Generalstabsunterstand am andern Ende des Lagers und dann, nach erfolgter Vernehmung des Gefangenen, wieder bis zum Ausgang zurück.

Nach wenigen Tagen erkrankte der Ordonanzoffizier, der den Gefangenen vernommen hatte, ein wenig später ein Offizier, der mit ihm im selben Raume schlief und am nächsten Tage ihr gemeinsamer Schreiber. Zugleich mit dem ersten Offizier war auch der neugierige Schreiber im anderen Ende des Lagers erkrankt, und zwei Tage nach diesem ein Soldat, der mit ihm in einem Raume schlief. Die Zusammenhänge waren also völlig klar. Nachdem daraufhin eine strenge Absonderung erfolgte, erkrankten nur noch die wenigen Personen, die mit den Erstkranken in unmittelbarer Berührung gewesen waren, alle anderen blieben verschont. Als kurze Zeit nachher an mehreren Teilen der Front in größerer Zahl Gefangene gemacht wurden, verbreitete sich die Grippe über die ganze Division, von der innerhalb von zwei Wochen der zehnte Teil befallen war. Die Erscheinungen sahen damals zunächst bedrohlich aus, der Verlauf war aber im ganzen gut und unter weit über tausend Kranken hatten wir nur vier Tote zu beklagen.

Es ist bekannt, daß die spätere Epidemie, im Herbst 1918, weit schwerer verlief und besonders in Deutschland zahlreiche Todesopfer gekostet hat. Damals stand unter den schweren Erscheinungen die Grippe-Lungenentzündung obenan. Es gehört zu den Eigentümlichkeiten der eigenartigen Krankheit, daß sie zu verschiedenen Zeiten verschieden schwer verläuft und daß die bedrohlichen Erscheinungen sehr wechseln. So traten vor zwei Jahren und auch noch im vorigen Jahre vielfach schwere Gehirnentzündungen auf.

Soviet bisher zu übersehen, scheint die derzeitige Epidemie zu den weniger gefährlichen zu gehören. Zwar beginnt auch jetzt die Krankheit meist sofort mit hohem Fieber, häufig zugleich mit höchst unangenehm empfundenen Schwindel und oft mit Halsschmerzen. Bei angemessenem Verhalten tritt indes vorwiegend in wenigen Tagen Heilung ein.

Die Berühmtheiten nehmen zu.

Von dem bekannten Nachschlagwerk „Who's Who" (Wer ist's?") ist jetzt ein neuer Jahrgang erschienen. Aus ihm kann man schließen, daß die berühmten Leute sich vermehren. Obwohl 764 Biographien ausgeschieden werden mußten, weil die behandelten Persönlichkeiten seit dem Erscheinen des letzten Bandes verstorben sind, mußte der Umfang des Buches vergrößert werden. Entbehrlich geworden sind nur 75 Seiten; dagegen umfaßt der Text, der neu aufgenommen werden mußte, 120 Seiten.

— Kennzeichen. Mama zur Tochter, bei 15 Grad Kälte: „Du, dein Verehrer, der macht schon wieder bei der Kälte Fensterpromenade, der muß notwendig Geld brauchen!"

— Druckfehler. Energische Protestrufe hörte man vom rechten bis zum äußersten linken Flegel.

Das Choleraschiff.

Von Wolfgang Heinz.

Wilhelm Johnson erwachte mit truntenem Schrei aus der Betäubung, die ihn mit Bleischwere umschlossen gehalten hatte. Seine Augen schmerzten ihn, Kehle und Mund erschienen wie vertrocknet und ein Fieberschauer schüttelte ihn hin und her. Zuletzt vermochte er es nicht länger zu ertragen und griff nach der Flasche, die neben ihm lag; aber die Flasche war leer. Aergerlich schleuderte er sie gegen die Schiffswand; dann suchte er unter der Bambusbank, unter einem Bündel schmutziger Kleidungsstücke, wo ein Krug verborgen lag. Hastig setzte er ihn an die Lippen, um die feurige weiße Flüssigkeit bis auf den letzten Tropfen hinabzuschlürfen, bis der Krug seinen zitternden Händen entfiel und zerbrochen am Boden lag.

Während der Nacht war er an Bord des amerikanischen Schiffes gekommen, um sich einen Platz zum Schlafen auszusuchen. Jetzt im funkelnden Frühsonnenlicht fielen seine Blicke beim Umherschweifen wieder auf die weißglänzenden Dächer von Manila. Aber ihr Anblick erfreute ihn nicht; denn es war schon Monate her, seit er von einem deutschen Segler desertiert war, und noch immer hatte er keinen Platz wieder finden können. Nun setzte er sich auf die Reeling und ließ seine Füße herabhängen, um sich auszuruhen. Da gewahrte er, fast unter seinen Füßen am Pier vier lange schwarze Kästen, dicht nebeneinander gereiht und neben jedem lag ein schwarzer Deckel. Zunächst vermochten seine noch halb umnebelten Sinne nicht zu fassen, was das bedeuten sollte; dann aber lief plötzlich ein Schauder seinen Rücken entlang. Zehn Fuß von den Kästen entfernt, stramm und wachsam stand ein eingeborener Polizist. Johnson kümmerte das nicht. Eine andere Szene fesselte ihn. Ueber das Deck lief ein Schweinchen, während ein Philippinenjunge fortwährend dessen Schwanz zu ergreifen versuchte, um es am Weglaufen zu verhindern. Plötzlich ließ der Junge los, taumelte, fiel an Deck und starrte. Johnson heftete in Verwunderung seine Augen auf den kleinen leblosen Körper vor sich. Während er hinzueilte, um den Körper aufzuheben, sah er unwillkürlich nach dem Mainmast hinauf — an der Spitze flatterte eine gelbe Flagge. Seine Blicke fielen wieder auf die schwarzen Kästen am Hafen. Nun wußte er Bescheid; es waren Särge, und das Schiff, auf dem er ein Obdach gesucht hatte, war ein Choleraschiff.

Unterdessen kamen aus den Deckhäusern und von unter der Back her Jungen, Männer und Frauen gelaufen. Vor Johnson machten sie Halt. Ein chinesischer Mischling unterbrach endlich das Schweigen.

„Porque no usted?" „Warum nicht du?" fragte er halblaut. Johnson wollte reden; aber in demselben Moment vernahm er den Lärm von Rädern, die über das Pflaster daher gerattert kamen. Er sah über die Brüstung hinweg. Der Wagen, groß und schwarz, hielt schon. Zwei Philippinos stiegen ab und zogen lange Gummihandschuhe über die Hände. Petersen ersaßte den Knaben und lief den Männern entgegen.

„Macht schnell! Vielleicht ist er noch zu retten." Die Männer hoben die leichte Bürde auf, schoben sie in den Wagen und fuhren wieder davon.

Ueber Johnson kam eine Erregung, wie noch nie zuvor. „Warum nicht er?" wiederholte er sich ein über das andere Mal. Warum sollte er nicht auch wieder leben?" rief eine innere Stimme ihm zu. Ein magnetischer Strom durchrann seinen Körper; das aufgedunsene Antlitz färbte sich röter und seine Lippen begannen zu beben.

Zehn Minuten später hielt ein leichtgebautes Geschirr in der Nähe des Schiffes, dem ein Offizier mit Messingkreuz am Kragen der Uniform entstieg. Der Offizier kam an Bord des Schiffes.

Johnson stand aufrecht und erhob die Hand zum militärischen Gruße.

Die Augen des Offiziers schweiften über das Deck, bis sie zuletzt an der vor ihm stehenden Jammergestalt stehen blieben. Er erkannte sie. „Mensch, was ist aus euch geworden!" rief er dann aus.

Johnson antwortete.

„Warum kehrtet ihr nicht mit dem Schiffe zurück? fragte der Offizier.

„Ich dachte — — —" erwiderte Johnson.

„Und nun?" Plötzlich fragte der Offizier mit barschem Tone: „Wer nahm sich des Knaben an?"

„Ich", antwortete jener.

Bourke, der Offizier, ging mit raschen Schritten auf dem Verdeck auf und ab. Dann hielt er auf einmal inne, stellte sich vor Johnson hin und sagte: „Johnson, Ihr waret einst ein Mann."

Dieser hing den Kopf und antwortete matt.

Darauf Bourke: „Wollt Ihr wieder einer werden?

Der Mann vor ihm senkte abermals die Blicke zu Boden; dann hob er sie langsam, bis er dem Offizier garade ins Auge sah.

„Wollt Ihr wieder einer werden?" fragte dieser nochmals fest und bestimmt, „ich brauche einen Lazarettgehilfen; ich brauche jemand für dieses Schiff und Ihr seid der Mann. Da Ihr Euch auf diesem Schiffe aufgehalten habt, befindet Ihr Euch sowieso in Quarantäne."

Johnson sah zu ihm auf. „Ich kann nicht," bemerkte er dann resignirt. Der Offizier fuhr jedoch, ohne Johnsons Antwort zu beachten, fort: „Heute nachmittag wird das Schiff hinter jene kleine Insel geschleppt und unter strengster Bewachung bleiben. Ihr werdet die Aufsicht führen. Ich bringe Medizin und Desinfektionsmittel herüber, so daß Ihr das Schiff säubern und den Kranken die erste Hilfe leisten könnt. Sobald einer von der Seuche ergriffen wird, hißt die gelbe Flagge, und wir holen ihn. Jeden Morgen werde ich herüberkommen, um nach Euch zu sehen."

„Wie lange wird das dauern?"

„Weiß nicht, entgegnete Bourke. „Vielleicht bis keiner mehr übrig ist. Sterben sie schneller aufeinander, so wird die Quarantäne schneller aufgehoben, liegen aber fünf Tage zwischen einzelnen Fällen, so kann es Monate dauern, bis Ihr wieder ein Mann geworden seid; denn Alkohol kommt hier nicht an Bord."

„O, welche Höllenqual!" fiel Johnson ein.

„Ja, es wird eine Qual für Euch sein", antwortete Bourke. „Aber Ihr müßt schon gehorchen und Euch fügen."

Am Abend, nachdem die „Bonita" hinter der Insel wohlverankert lag, schlug einer der eingeborenen Matrosen der ganzen Länge nach hin aufs Deck. Da es schon spät war, pflegte ihn Johnson bis zum morgen, da ein Boot herankam und den Mann abholte. Die anderen wichen in Scheu vor dem „Americano" zurück. Als des Doktors Boot kam, wurden zuerst ein Fäßchen sowie andere Behälter und Gegenstände hinaufgewunden, dann erstieg Bourke die Strickleiter und hing seinen Arm über die Reeling.

„Nun, wie gehts", fragte er.

„Einer", gab Johnson zurück.

„Also fünf Tage mehr. — Und was ich noch sagen wollte: Ich habe Seife, Lysol und Karbol, sowie Schellack mitgebracht. Außerdem für Euch zwei Khakianzüge. Wollt Ihr sonst noch etwas?"

Johnson antwortete, anscheinend uninteressiert: „Ja, ein Rasiermesser."

„Allright", sagte Bourke, „sollt Ihr haben." Dann fuhr er wieder mit seinem Boot an Land zurück.

Den ganzen Tag über arbeitete Johnson unter den glühenden Strahlen der tropischen Sonne von Manila. Er reinigte das Schiff, wusch und scheuerte und verwandelte die kleine Kajüte in ein Lazarett. Kaum daß er damit fertig war, war auch schon ein Patient zu behandeln. So vergingen die Wochen. Manchmal war in drei und vier Tagen kein Patient, bis in der Nacht zum fünften sicherlich einer von der Mannschaft von der fürchterlichen Seuche gepackt wurde. Es waren schreckliche Wochen ewig desselben Einerleis.

Eines abends, als er sein gewohntes Bad genommen hatte und an dem sonst über die Seite hängenden Seil wieder emporklettern wollte, war dieses aus Reichweite hochgezogen. Auf seine Rufe kam keine Antwort.

„Hört," rief Johnson endlich „Wenn das Seil nicht augenblicklich wieder heruntergelassen wird, schwimme ich zu dem gegenüberliegenden Kriegsschiff und hole mir fünfzig Matrosen, die Euch alle am Mast aufhängen werden. Die Haifische werden mir nichts tun."

Ebenso geheimnisvoll, wie das Seil hochgezogen worden war, wurde es plötzlich wieder heruntergelassen, bis es den Wasserspiegel berührte. Johnson kletterte an Bord. Eine bleierne Ruhe herrschte auf Deck, nur unterbrochen von dem schwergehenden Atem der langhingestreckten Schläfer.

Einige Tage später fand er seinen Krug mit destilliertem Trinkwasser offen, obwohl er ihn stets sehr sorgfältig zu verschließen pflegte. Von plötzlichem Verdacht ergriffen, schüttete er den Inhalt des Krugs an Deck, und als der Krug leer war, fand Johnson ein kleines Stück Kattun im Hals des Gefäßes. Er erinnerte sich nun, daß das letzte Choleraopfer der „Bonita" eine Jacke von demselben Stoff und derselben roten und gelben Farbe getragen hatte. Das Leben war ihm tatsächlich zur Hölle geworden!

Dann kam eine Zeit, in der sich weiter nichts ereignete als die üblichen zwei und drei Tage auseinanderliegenden Cholerafälle. Wieder einmal waren der erste und zweite Tag vorübergegangen, der dritte Tag neigte sich dem Ende zu. Das konnte vielleicht von Bedeutung sein, da sich alle an Bord befindlichen Philippinos noch bester Gesundheit erfreuten. An diesem Abend aber packte Johnson der Alkoholteufel.

Der Skellack mit dem die Nüstern füllenden Alkoholgeruch hatte es Johnson schon immer angetan. Viermal, fünfmal, ging er an dem Eimer vorüber. Er kämpfte wie nur jemand zu kämpfen vermag. Er nahm sich vor, zwanzigmal das Deck auf und ab zu gehen. Beim zwanzigsten Mal hielt er inne und eilte zu dem Eimer, ergriff den daneben liegenden Bambusstock, warf ihn wieder hin, nahm ihn wieder auf. Zuletzt sprach er zu sich selbst: „Ich will es noch einmal versuchen."

Beim zehnten Male stürzte er sich auf den Eimer, senkte den Stock in den Schellack und begann nun aus Leibeskräften in der Masse zu rühren. Immer schneller und schneller ging es. Ein kleiner Klumpen bildete sich, der mit jeder Umdrehung größer und größer wurde. Zuletzt bildete sich ein Ball, so groß wie eine kleine Kanonenkugel geformt, den Johnson mit beiden Händen ergriff und über die Seite warf. Dann stürzte er wieder auf den Eimer zu und schöpfte mit der hohlen Hand ein paar Tropfen der nunmehr völlig weißen Flüssigkeit. Der Geschmack brachte ihn völlig außer Sinnen; er sank auf die Knie nieder, ergriff den Eimer mit beiden Händen und schlürfte den gesamten Inhalt hinunter. Dann umarmte er den Eimer, streichelte und liebkoste ihn wie ein Kleinod, weinte wie ein Kind, das nach langer Krankheit getröstet wird und erzählte sich selbst seine lange Leidensgeschichte. Endlich verfiel er im Rausch in todähnlichen Schlaf.

Als Bourkes Boot am Morgen auf die „Bonita" zusteuerte, hatte es deren noch verbliebene Mannschaft an Bord, die bei ihrer Flucht von dem Schiff von einem Motorboot erwischt worden war.

Ein Blick zeigte dem Doktor, was passiert war.

„Ja," sagte Johnson, um Bourkes unausgesprochen gebliebene Gedanken zu bestätigen. „Ich konnte es nicht mehr aushalten."

„Well, old man," versetzte Bourke darauf, „du hast dich trotzalledem tapfer benommen. Ein Wunder, daß du das fertig gebracht hast. Das nächste Mal wirst du es noch länger aushalten und so fort.

Johnson antwortete nicht und Bourke verließ das Schiff. Als er weg war kroch Johnson in eine Ecke und saß dort den ganzen Morgen ohne sich zu rühren. Plötzlich gegen Mittag sprang er auf, schritt auf den Mainmast zu und hißte die gelbe Flagge. Als das Boot von Land herangekommen war, kletterte er das Fallreep hinab und setzte sich achter.

Der Führer des Bootes sah ihn fragend an.

„Ja", sagte Johnson, „rudere weg! Ich habe sie auch . . . ."

Ein Papst als Erfinder.

Die Staatsbibliothek zu München enthält die Handschrift eines Kriegsbaumeisters aus der Zeit der Hussitenkriege, deren Inhalt in seinen technischen Einzelheiten durch die Publikationen Prof. Th. Becks näher bekanntgeworden ist. Unter anderen originellen Ideen des Mittelalters findet sich darin auch die Zeichnung einer Turbine, also eines horizontallaufenden Kreiselrades zum Antrieb durch Wasser, wie es heute die Maschinentechnik in ausgedehntester Weise verwendet. Wenn man als den Erfinder der modernen Turbine Burdin nennt, der seinem 1824 gebauten, horizontallaufenden Wasserrad diesen Namen gab, so findet sich die Idee des Mühlenantriebs ganz unabhängig davon durch ein horizontales Rad bereits in jener mittelalterlichen Handschrift genau so gelöst, wie wir heute auf den großen Wasserwerken die Dynamomaschinen zur Gewinnung der Elektrizität antreiben. Unter der Abbildung steht der Vermerk: „ain papst von Rom der hat sy erdacht." Wer jedoch dieser Erfinder auf Petri Stuhl gewesen ist, die Frage scheint bis heute nicht gelöst zu sein.

Schafzucht kam spät hierher.

Man fand nirgends in dem neu entdeckten amerikanischen Erdteil zahme oder gezähmte Schafe, denn die sogenannten Guanacos in entlegenen Strichen von Südamerika, den Weißen erst später bekannt geworden, waren keine Schafe und wurden von Eingeborenen nur als Wild gejagt und mit der Zeit so gut wie völlig ausgerottet.

Eine sehr entfernte Verwandtschaft mit Schafen mochte man für die gewaltigen und höchst malerischen „Big Horns" oder Felsgebirgs-Wildschafe beanspruchen. Manche indes wollen die letztere Bezeichnung beharrlich nicht anerkennen, sondern sprechen immer nur von Felsgebirgs-Ziegen, — vielleicht nicht mit Unrecht.

Schon den ersten weißen Siedlern war jenes mächtige und majestätische Hochgebirgs-Wild, mit den ungeheuerlichen, phantastisch weit ausgeschweiften Hörnern des Bockes wohlbekannt. Aber alle Versuche, eine Mischrasse von diesem Wild und importierten zahmen zu züchten, blieben völlig erfolglos. Vielleicht hat man die Versuche nicht wissenschaftlich genug angestellt.

Alle Einführungen von zahmen Schafen, ja verhältnismäßig späte sogar, erfolgten durch spanische Entdecker und englische Siedler, meistens auf höheres Geheiß. Kolumbus brachte im Jahre 1493 spanische Schafe nach Amerika.

1563 wurden spanische Schafe nach Florida gebracht. Aber erst 1773 brachte man solche auch nach Kalifornien. 1609 hatte England Schafe nach Virginien eingeführt, direkt von England aus.

SANTAL CAPSULES MIDY
Blasen-Katarrh
Unschädlich — Erfolg
Leicht einzunehmen —
Schnelle Änderung bei
Jede Kapsel
trägt Namen MIDY
Man hüte sich vor
Fälschungen